

Unsere Reise nach dem Süden

Unsere Reise nach dem Süden

Reisebericht von P. Franz Schimlek RMM.

Maria, Meerstern, wir dich grüßen!

Es war ein ergreifender Augenblick für uns Mariannhiller Missionare, als wir am 9. Juni in Hamburg in der Hauskapelle des Raphaelheimes an den Altar traten, um dort zum letzten Male auf europäischem Festlande die heilige Messe darzubringen. Fast aus allen Gauen, wo deutsche Sprache klingt, waren die Missionare gekommen. Vom Schwarzwald und vom Bährischen Wald, von den schneebedeckten Höhen der Schweizer Alpen und von der flachen, schwermütigen Ostseeküste, vom Schwaben- und vom Frankenland hatte das Dampfroß uns zusammengeführt in den Auswandererhafen Hamburg. Und nun traten wir einer nach dem andern hin an den Marienaltar, auf dessen Altarbild Maria als der Meeresstern dargestellt wird, wie sie mit ihrem göttlichen Kinde über der Meeresflut und den Masten der Schiffe schwebt. Hier brachten wir Gott das hochheilige Opfer dar in einer Seelenstimmung, wie wohl nie zuvor in unserem Leben. Hier traten wir hin vor das Bild der Himmelsmutter, die uns jetzt unsere eigene Mutter ersetzen soll. Hier gedachten wir nochmals all der Lieben, die wir verlassen hatten, wir gedachten der teuren Mutter, die heldenmütig das Opfer ihres Kindes gebracht hatte. Wir erinnerten uns nochmals an unsere lieben Brüder und Schwestern, die zwar mit Schmerz, aber auch mit Stolz ihren lieben Bruder scheiden sahen, an all die guten Menschen, die so regen, echt katholischen Anteil nahmen an der Ausreise ihres Missionars. Mit vor Trennungsschmerz zitterndem Herzen traten wir so an den Altar und mit frohem, freudigem Gottvertrauen sprachen wir bei der hl. Kommunion nochmals unser Aufopferungsgebet: Siehe, Herr, hier bin ich, ich bin bereit, sende mich!

Als dann in den Nachmittagsstunden nochmals alle Missionare sich in der Hauskapelle versammelten und der Hausobere des Raphaelheimes nach einer kurzen Ansprache feierlich die Reisegebete sprach, als er vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut den Lobgesang „Benedictus“ anstimmte, der da mit den Worten endigt: „Zur Erleuchtung derer, die in Finsternis und Todeschatten sitzen geleite unsere Füße auf dem Wege des Friedens“, da erfüllte heilige Begeisterung alle Herzen. Nochmals kam es uns so recht zum Bewußtsein, welcher hohen und heiligen Aufgabe wir geweiht waren. Diese Freude, diese Begeisterung erlang wieder, als die 16 Missionare mit dem feierlichen Te Deum die letzte Feier in der Heimat be-
schlossen.

Nicht zitternd und zagend und vor der Zukunft bangend verlassen die Missionare die Heimat, sondern mit Freude und herzlichem Dank an den allbarmherzigen, gütigen Gott, der herabgeschaut auf die Niedrigkeit seiner Knechte und sie emporgehoben hat zu einem Amte seines höchsten Vertrauens. Mit freudigem Gottvertrauen traten wir die Reise an. Es waren ja gerade die Tage der Pfingstoktav, Feiertage des Heiligen Geistes, des Führers und Lenkers der Missionare, wir lebten ja noch im Herz-Jesu-Monat, dem Lieblingsmonat der Mariannhiller. Das heiligste Herz hat unsere Kongregation in Not und Gefahr beschützt und beschirmt, es wird auch jedes einzelne Mitglied dieser Genossenschaft in besondere Hut nehmen. Mit diesem Gedanken nahmen wir Abschied von dem gastlichen

Raphaelsheim und bestiegen die fünf für uns bereitstehenden Autos, die uns in geschlossener Fahrt an den Perterjenkai brachten, wo der Dampfer „Utsukuma“ für die Abfahrt bereitstand.

Abfahrt der „Utsukuma“

Nach einem kurzen Aufenthalt an der Paßstelle und der Devisenprüfungsstelle zogen wir 16 Missionare über die Landungsbrücke zu unserem Dampfer hinauf und erhielten dort unsere Schiffskabine vom Obersteward angewiesen. Alle waren freundlich und zuvorkommend. Doch alle Höflichkeit vermochte nicht einen Schatten der Enttäuschung von unsern Gesichtern zu verscheuchen, als wir zum ersten Male unsere Kabine betraten. Ein kleiner, schmaler Raum von 4 qm Bodenfläche in dem vier übereinander aufgebaute Betten, ein Waschtisch und vier Rettungsgürtel untergebracht waren. Nun brachte jeder von uns neben seinem eigenen körperlichen Dasein auch noch zwei Koffer mit. Eine Ratlosigkeit bemächtigte sich unser. Doch der Kammersteward half und alles war bald untergebracht. Wir öffneten nun das kleine runde Schiffsfenster, das „Bullenauge“, und atmeten erleichtert auf, als wir einsahen, daß in diesem Raume tatsächlich vier Menschen so leidlich haufen konnten. Dann ging es wieder an Deck. Hier erwartete uns eine freudige Überraschung. Pater Wilhelm, ein lieber Mitbruder und Studiengenosse unseres Kurses war gerade mit dem Dampfer „Hamburg“ von Nordamerika im Hafen angelangt. Er ließ es sich nicht nehmen, zu uns für einige Augenblicke an Deck zu kommen und herzlichen Anteil zu nehmen an unserer Reisefreude.

Doch nicht mehr lange durften wir fragen und erzählen, denn schon dröhnte zum ersten Male die Schiffs sirene und forderte alle Gäste, die nicht im Besitze einer Schiffsreisefarte waren, auf, das Schiff zu verlassen. Als dann noch zum zweiten Male das brüllende Signal erklang und die Verladearbeiter zu zwei und zwei über die letzte Verbindungsbrücke herabschritten und daraufhin jede Verbindung mit dem Festlande abgebrochen wurde, sah man hüben und drüben feuchte Augen. Das schmerzliche Aufschreien der zurückbleibenden Kinder erinnerte uns wieder daran, daß auch für uns Missionare einer der entscheidendsten Augenblicke unseres Lebens gekommen war, der Augenblick des Abschiedes von unserer lieben deutschen Heimat — vielleicht für immer.

Nun setzte die Schiffsmusik ein und spielte altbekannte Heimatlieder. Und unter den Klängen der Trompeten erzitterte der ganze Rumpf des gewaltigen Kolosses. Die Maschinen dröhnten, die Schiffschraube setzte ein und langsam wurde der riesige 7800 Brutto-Register-Tonnen verdrängende Dampfer von einem Schlepper zum Hafen hinausgezogen.

Ein Rufen und Winken setzt ein, Taschentücher und Hüte werden geschwungen und inmitten dieser Abschiedsbefundungen strecken sich 12 Priesterhände aus. Man achtet sie wenig, man denkt, auch sie winken ihren Lieben in der Heimat zu. Doch die gesalbten Priesterhände erheben sich nicht so sehr zur Abschiedszeremonie als zum Segen. Als Abschiedswunsch sprechen 12 Priester über dich, teure Heimat, den Segen des Allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Aber dich, liebe Heimat, die wir verlassen, nicht weil du uns gleichgültig bist, sondern weil wir dich lieben und dich ehren wollen, wie einst St. Bonifatius sein England, nicht vor den Menschen, sondern vor Gott, der da will, daß alle Menschen selig werden sollen und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.

Dröhnend und brausend bewegte sich das Schiff aus dem Hafen. Die Menschenmenge am Kai läuft bis zum äußersten Ende der Hafensmole. Einige haben sogar ein Motorboot gemietet und fahren eine zeitlang unter ständigem Rufen und Winken ständig neben dem großen Schiffe her, bis auch sie in der Ferne zurückbleiben. Nun sind wir draußen in der Elbe. Der kleine Schlepper verläßt uns. Wir fahren ruhig und gleichmäßig den Strom hinab, an blühenden Wiesen und Feldern vorbei. Dort erhebt sich ein schönes Kurhaus am Ufer des Flusses. Die Kellner in Frack und weißleuchtender Weste winken uns den Abschiedsgruß zu. Um ihrer außergewöhnlichen Anteilnahme an unserer Ausreise Ausdruck zu verleihen, bedienen sie sich außergewöhnlicher Zeichen: Sie winken von der Veranda herab mit großen, weißen Tischtüchern dem Schiffe zu.

Es wird dunkler und dunkler. Wir stehen an Deck und schauen schweigend auf den breiten Strom hinaus. Da plötzlich bleiben alle Blicke in einer Richtung stehen. Wir alle starren auf einen Schiffsschornstein und zwei Masten, die aus dem Wasser ragen. In der Nähe steht ein größeres beleuchtetes Boot, an dessen Flachseite in großen weißen Buchstaben das warnende Wort steht: „Wrak“! Ein Schiffsoffizier gibt uns Auskunft: Vor acht Tagen stießen hier zwei englische Schiffe zusammen, weil der dichte Nebel auf der Elbe keinen freien Ausblick gestattete. Eines von diesen Schiffen sank in zwanzig Minuten. Drei Menschenleben sind zu beklagen. Da das Schiff jetzt ein Verkehrshindernis bildet, wird es durch Sprengung hinweggeräumt.

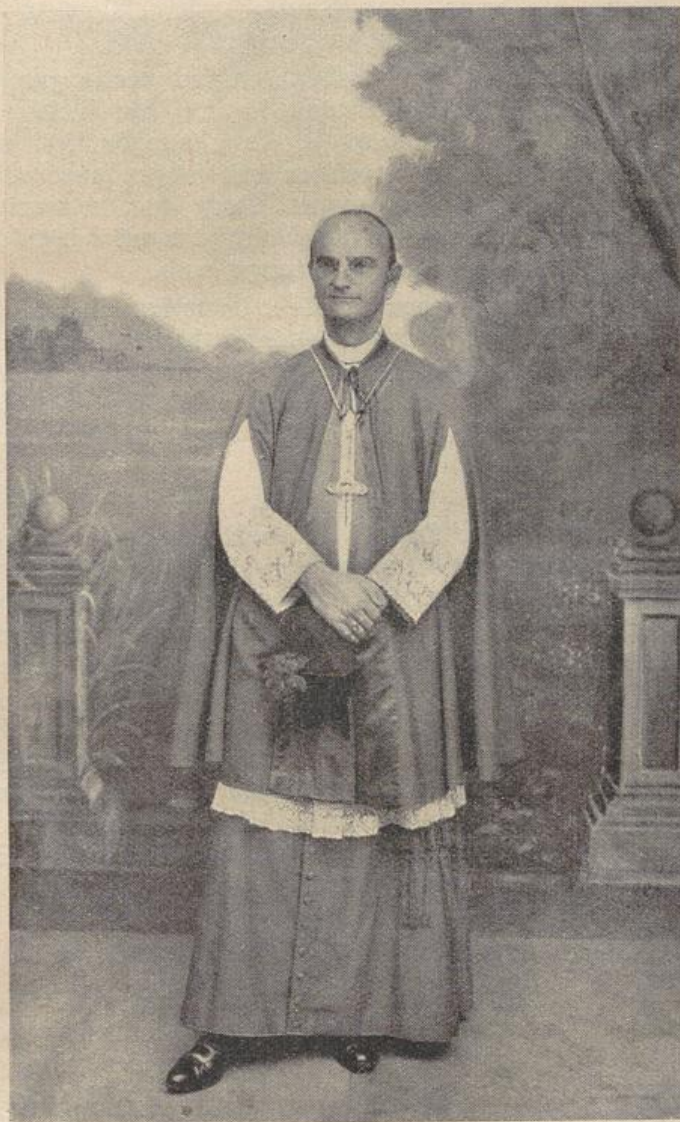
Nach dieser Erklärung verließen wir das Deck und gingen schweigend in unsere Kabinen. Es war Zeit zum Schlafengehen. Doch wir konnten das Bild von jenem Wrak in der Elbe nicht gleich aus dem Sinne schlagen. Leise formten sich unsere Gedanken zu einem Gebete: „Meersterne, wir dich grüßen, Mutter Gottes süße . . . Gib ein reines Leben, sichere Fahrt daneben . . . Maria, gib uns eine glückliche Fahrt und bewahre uns vor Not und Gefahr“.

Seefraktur

Als wir 16 Missionare im Hamburger Hafen unsere 120 Meter lange „Utsukuma“ zu Gesicht bekamen, da glaubten wir, daß es schon eines gewaltigen Sturmes bedürfe, um diesen gewaltigen Koloss ins Schwanken zu bringen. Diese unsere Ansicht fanden wir auch bestätigt, als die Fahrt durch die Elbe von Hamburg nach Cuxhaven ganz ruhig verlief. Wir merkten kaum eine schwankende Bewegung an Deck oder in der Kabine. Nur die Tätigkeit der Maschinen ließ den ganzen Schiffsraum erzittern. Mit solchen Gefühlen der Sicherheit legten wir uns am Abend zu Bett und glaubten am anderen Morgen mit der gleichen Ruhe wieder aufzustehen und die hl. Messe feiern zu können. Doch es sollte anders kommen.

Gegen Mitternacht weckten uns Kommandorufe aus dem Schlaf. Stewards eilten hin und her und schlossen alle Luken und Fenster. Der brausende Anprall der Wogen an den Schiffsrumpf brachte uns zum Bewußtsein, daß wir die stürmische Nordsee erreicht hatten. Die Wellen trieben mit dem Schiffe ihr Spiel und warfen es auf und nieder. Wir kamen uns im Bette vor wie in einer von Riesenhand geschaukelten Wiege. Wie wir so über unsere Lage nachdachten, da tauchte wieder in unserem Geiste das Bild von jenem Wrak in der Elbemündung auf. Wir empfahlen uns der göttlichen Vorsehung und — schliefen weiter.

Doch da kam der nächste Morgen. Einer steht mutig auf und macht sich fertig. Er will gleich hinaufgehen ins Lesezimmer der ersten Klasse, um alles herzurichten für den Gottesdienst. Doch da plötzlich hält er inne, setzt sich auf den Bettrand und spricht kein Wort. „Wie gehts denn?“ ruft ihm ein anderer zu. „Es geht schon los“, kommt es zur Antwort. „Was denn?“



Mfr. Dr. Ignatius Arnot RMM.
Apostol. Präsekt von Bulawayo

„Die See ist wild und will ihr Opfer haben“, spricht der kreidebleiche Pater und hält sich krampfhaft an seinem Bettrande fest. „Ich habe das Gefühl, als hätte ich gestern Abend Brechspargel gegessen. Der ganze innere Mensch hat das Bestreben sich nach außen zu kehren. Ich glaube kaum, daß ich den Gottesdienst halten kann.“ Mit diesen Worten verläßt der kranke Pater so schnell als möglich die Kabine. „Dann halte ich den Gottesdienst“, spricht ein anderer, steht auf, macht sich fertig und geht an Deck. Er scheint es

nicht zu merken, daß er beim Hinausgehen den ganzen Gang für sich in Anspruch nimmt und von einer Wand zur anderen geworfen wird. Oben angekommen setzt er sich erschöpft in einen Lehnstuhl, zieht eine kleine rote Schachtel mit der Aufschrift „Vasano, Mittel gegen Seefrankheit“ aus der Tasche, entnimmt zwei weiße Pillen und versucht sie dem widerstrebenden Magen anzuvertrauen. Dann schaut er mit starrem Blick auf ein Feuerschiff in der Ferne, um einen festen Punkt für sein Auge zu haben. Mit dem Zelebrieren ist es auch für ihn heute nichts.

Da schreiten zwei weitere Patres entschieden und mutig zum Lesezimmer der ersten Klasse hin. Mitleidig schauen sie auf die bleiche Gestalt im Lehnstuhl. Und schon beschleicht auch sie ein ahnungsvolles, unheimliches Gefühl. Doch sie suchen es zu unterdrücken und fangen an einen Altar auf einem der schwankenden Tische aufzubauen. Doch schon in wenigen Augenblicken stehen beide draußen, halten sich krampfhaft mit beiden Händen am Reeling fest und geben dem inneren Drange nach.

So geht es allen, die es wagen in dieser bewegten Stunde ihr Bett zu verlassen. Sie alle schleichen schweigend wieder hinab in ihre Kabine mit dem Voratz, an diesem Tage weder aufzustehen noch zu essen. Nur einem gelingt es, auch an diesem ersten Tage unserer Seefahrt die hl. Messe zu lesen. So hatten wir den Trost, keinen Tag an Bord ohne hl. Messe gewesen zu sein.

Tagsüber war es an Deck sehr ruhig, außer den diensttuenden Matrosen ließ sich kaum jemand sehen. Das Schiff wurde an diesem Tage in ganz unbegreiflicher Weise auf- und abgeworfen. Der Grund dafür lag darin, daß die „Ussukuma“ in Hamburg sehr wenig Fracht geladen hatte und dazu noch sehr langsam fuhr, um nicht schon am Abend vor dem Dreifaltigkeitssonntag in Antwerpen zu landen, sondern erst am Sonntagmorgen. Als aber in Antwerpen zwei Tage Eisenträger und Metallplatten im Gewicht von 40 Tausend Zentner und später in Rotterdam drei Tage lang eiserne Eisenbahnschwellen und badischer Zement aus Heidelberg im Gewicht von 56 Tausend Zentner verladen wurde, ging die „Ussukuma“ um 2 Meter tiefer ins Wasser hinab und setzte dem Wogenanprall einen bedeutend größeren Widerstand entgegen. So war jetzt die Gefahr der Seefrankheit wieder in etwas weitere Ferne gerückt.

Afrika in Sicht

Rotterdam verließen wir am 15. Juni, dem Tag nach Fronleichnam. Nach einem kurzen Aufenthalt in Southampton, einem englischen Hafen, trat unser Schiff die Fahrt durch den von den Seeleuten gefürchteten Golf von Biskaya an. Hier in dem fast ständig bewegten Meerbusen erlebten wir nochmals die unangenehme Seite der Seefahrt, die Seefrankheit mit ihren unerquicklichen Erscheinungen. Fast alle Reisegäste waren krank und vermochten dem herrlichen Bilde der vom Sturm haushoch bewegten See keinen Reiz abzugewinnen.

Hier vielleicht einen grundsätzlichen Gedanken zur Seefrankheit. Ich bin selbst seefrank gewesen wie alle anderen. Doch durch Beobachtung dieser Krankheitserscheinung an mir selber und an andern bin ich zu der Auserkennung gekommen, daß jeder an seiner Seefrankheit größtenteils selbst schuld ist. Daß bei den ersten großen Schwankungen des Schiffes ein revolutionäres Gefühl im Magen austritt oder sich gar ein Brechanfall einstellt, wird man nicht verhindern können. Aber daß einer tagelang in seiner

Rabine liegt und immer noch seekrank ist, wenn auch der Sturm schon längst sich gelegt hat, ist wohl ganz auf das Schuldkonto des einzelnen zu schreiben. Beim Sturm mutig an Deck zu gehen, sich am Geländer festhalten und dem lustigen Spiel der Wellen zuschauen, auch wenn eine plötzliche Sturzwelle einen unter Wasser setzt, ist für viele ein besseres Heilmittel als Kognak und Schnaps. Sich überwinden und zum Essen gehen, auch wenn der ganze Magen widerstrebt, ist ein gutes Heilmittel und schützt gegen die Schwäche. Jedenfalls könnte jeder die Energie aufbringen um seine Rabine zu verlassen und an die frische Luft zu gehen. Schlechte Luft ist der beste Nährboden für die Seekrankheit. Und bei Sturm ist immer schlechte Luft in der Rabine, da kein Fenster geöffnet werden darf. Es ist die Überzeugung aller, die länger zur See fahren, daß die Seekrankheit ganz von dem Willen des einzelnen abhängt. Die meisten werden krank aus bloßer Willenslosigkeit.

Doch alle Seenot und Seekrankheit war vergessen, als am Sonntag nachmittag, den 17. Juni in der Ferne die fahlen Abhänge des Kap Finisterre auftauchten. Alles atmete erleichtert auf, denn wir hatten die Nordwestküste von Spanien erreicht. Nun ging es in ruhiger angenehmer Fahrt die spanische und portugiesische Küste entlang. Das Klima wurde milder und die Passagiere blieben an Deck bis in die späte Nacht hinein. Jeder wollte sich von den Schrecken des Biskaya erholen.

Mit Ungeduld erwarteten wir nun unser nächstes Ziel, die Kanarischen Inseln. Am Mittwoch den 21. Juni, dem Feste des hl. Aloisius, tauchten gegen 2 Uhr in der Ferne die unbestimmten Umrisse eines Hochgebirges auf. Sogleich eilten alle Schiffsgäste auf das Vorderdeck und verblieben dort, bis das Schiff an der Küste der Insel Gran Canaria anlegte. Wir Missionare waren alle vollzählig am Bug des Schiffes versammelt. Wir wollten auf unserer Reise Land und Leute genau beobachten und überall etwas lernen.

Eigenartig war der Eindruck, den diese Inseln auf uns machten. Die fahlen, sonnenverbrannten, steilen Bergabhänge, an deren Fuße die weißen Häuser der Hafenstadt sich wie ein zusammengeworfener Steinhäufen ausnahmen. Daneben lagen flache langsam ansteigende Sandbänke, die an die Schutthalden großer Bergwerke erinnerten. Das alles war etwas anderes, als wir uns im Geiste von den Kanarischen Inseln, deren größte Stadt den stolzen Namen „Las Palmas“ trägt, ausgemalt hatten.

So ins Schauen und ins Überlegen versunken warteten wir die Landung der „Ussufuma“ ab. Neben mir steht ein älterer englischer Herr und schaut in die Fluten, die von unserem Dampfer schäumend zur Seite geworfen werden. Da auf einmal deutet er ins Wasser und ruft: „A flying fish — ein fliegender Fisch!“ Und mit Nachdruck wiederholt er, daß es ein Fisch und kein Vogel gewesen sei. Dieses Auftreten von fliegenden Fischen brachte uns wieder zum Bewußtsein, daß wir tropische Gewässer durchfahren und uns bereits im südlichen Klima befanden.

Noch mehr brachte uns das Benehmen der Menschen dieser Gegend in Erinnerung, daß wir uns unter fremden, von unseren Sitten und Gebräuchen abweichendem Volke befanden. Da kommen schon einige kleine Boote auf uns zugefahren, in denen junge Burschen im Badeanzug stehen und mit lautem Rufen die Schiffsgäste aufforderten Geld ins Wasser zu werfen, das sie dann durch schnelles Tauchen wieder heraufholten, bevor es auf den Grund sank.

Erst recht lebhaft wurde das Treiben um unser Schiff als der Anker herabsank und wir Halt machten. Boote mit Früchten und Waren der verschiedensten Art umkreisten unser Schiff. Die Händler waren sonst gewohnt aufs Schiff zu kommen und dort ihre Waren feilzubieten. Weil aber wiederholt Diebstähle vorgekommen waren untersagte der Herr Kapitän Raß jedes Betreten des Schiffes von Händlern. Die wachhabenden Matrosen mußten alle Energie aufbieten, um dieses zigeunerhafte, zudringliche Volk fern zu halten.

Nun begann ein Schreien und Feilschen von den Booten her. Dort breitet einer seine feingestricke Tischdecke im Winde aus und ruft ständig: „Billig, Madam, nur 200 Mark!“ und verkauft sie schließlich für acht Mark. Einer hält zwei Vogelfäße in den Händen und ruft aus Leibeskräften: „Canaria, Canaria and Futter for die Canaria!“ Durch dieses eigenartige Sprachgemisch lenkt er die Aufmerksamkeit der Deutschen, der Engländer und der Holländer zugleich auf sich. Andere bieten Zigarren und Tabak, wieder andere aus Ebenholz geschnitzte Elefanten an. Wird etwas gekauft, so wird die Ware in Körben an einer Leine ins Schiff hinaufgezogen. In den gleichen Körben wird das Geld den Händlern hinabgeschickt. Die Händler nehmen alle Geldsorten an, am liebsten aber deutsches Geld, da es einen sehr hohen Stand aufweist.

Dieses zigeunerhafte Treiben an unserem Schiffe hielt viele Schiffsgäste ab ans Land zu gehen. Man sagte sich: Wenn man uns hier am Schiff so belästigt, wie wird es dann erst am Lande aussehen. Darum war die Zahl derer, die sich von Motorbooten ans Land bringen ließen, sehr gering. Doch jene, die hinausfuhren, waren außerordentlich angenehm überrascht von dem herrlichen Eindruck, den die schöne Stadt Las Palmas auf sie machte.

Las Palmas

Vertreter von den verschiedenen Hotels waren ans Schiff gekommen und nahmen jene Passagiere, die ans Land gehen wollten, in einer Barkasse mit an die Mole. Von dort aus brachte ein Autobus die Gäste in die vom Hafen 6 Kilometer entfernte Stadt Las Palmas.

Geradezu komisch wirkt das südliche Straßenbild auf den nordischen Besucher. Dort lenkt ein kanarischer Bauer bedächtig sein dreifaches Eselsgespann durch die Straße, während die Kraftfahrzeuge in größter Eile an beiden Seiten an ihm vorbeizukommen suchen. So stoßen hier die Gegensätze aufeinander. Die uralte südliche Gemütlichkeit, wie sie schon zu jener Zeit herrschte, als der Normanne Jean de Bethencourt vor 500 Jahren auszog um diese Inseln zu erobern, daneben die nervöse Hast unserer modernen Zeit, der jeder verlorene Augenblick verlorenes Geld bedeutet.

Das ganze Stadtbild von Las Palmas wirkt recht anziehend auf den Besucher. Die stattlichen, typisch spanischen Häuser mit blumengeschmückten Balkons und flachen Dächern, die malerischen, grünen Plätze und freundlichen Gärten mit Palmen, Araukarien und anderen Gewächsen der subtropischen Zone wettersichern in der Pracht und dem Schmuck der Bananen- und Orangenheine. . . .

Die Stadt Las Palmas zählt 67 000 Einwohner und ist die Hauptstadt von Gran Canaria. Der größte Teil der Bevölkerung ist katholisch. In dieser Stadt hat auch der Bischof der Inselgruppe seinen Sitz. . . .

Über den flachen Dächern erhebt sich weithin über das Meer sichtbar die Kathedrale de Sant' Anna, ein massiger Bau mit stattlicher Fassade.



Auf der Fahrt nach dem Süden: Im Hafen von Las Palmas



Auf der Fahrt nach dem Süden: Las Palmas

Dieser Bau wurde im Jahre 1479 begonnen und während des vergangenen Jahrhunderts von Grund aus erneuert. Tiefen Eindruck macht das halbdunkle Innere auf den Besucher. Eine große Überraschung erlebten alle, als der Führer die Schätze dieser Kirche an Kirchengeräten und heiligen Gewändern zeigte. Solche Kostbarkeiten kann nur ein Volk aufweisen, das durch Jahrhunderte ungestört seinen katholischen Glauben bewahren durfte. Die Besucher besteigen den südlichen Turm und blicken herab auf das Meer und die Stadt. Drunten bietet sich ein farbenprächtiges Bild. Soeben verläßt der Bischof mit der gesamten Geistlichkeit der Kathedrale das Gotteshaus. Sie haben gerade die Vesper vom Mittwoch in der Fronleichnamsoktav gebetet. In feierlichem Zuge zieht nun die Geistlichkeit nach der Nordseite des St. Annaplatzes, wo die Residenz des Bischofs liegt.

Nun wurde noch ein kurzer Besuch im Priesterseminar gemacht, der das besondere Interesse der mitreisenden Missionare erweckte. Gar freudig empfing der Regens dieses Seminars die fremden Gäste und begann mit den Priestern eine Unterredung in lateinischer Sprache. Unter den Glück- und Segenswünschen der jungen Theologen verließen die Gäste das Seminar.

Noch ein Besuch wurde in der Stadt gemacht. Er galt dem Jesuitenkolleg. Die Besucher glaubten in dem Palaste des Königs von Spanien zu stehen und nicht in einem Ordenshause, so herrlich war hier alles eingerichtet. Leider mußten die Erbauer und Besitzer dieses Hauses das Land verlassen und ihr schönes Gebäude in den Dienst des Staates stellen. Es ist heute eine staatliche Universität.

Nach diesem Besuche ging es durch von Polizeiposten stark besetzten Straßen. Erst am Tage zuvor war ein Aufstand niedergeschlagen worden. In eiliger Fahrt brachte das Auto die Gäste durch weite Strecken des Landes vorbei an armseligen Felsenhöhlen, in denen darben Menschen wohnten und wieder zurück in die Stadt. Es war Abend geworden. In angenehmer Fahrt brachte das Motorboot die Gäste wieder zurück zur „Mujukuma“. Nach wenigen Minuten ertönte das Signal, das alle Gäste ins Schiff zurück rief. Und schon ging es wieder hinaus in die hohe See. (Fortsetzung folgt).

Mißlungener Versuch, eine afrikanisch-katholische Nationalkirche zu gründen

Von P. Vitalis Fur, RMM.

Das böse Beispiel steckt an. Die protestantische Kirche in Südafrika zerfällt in unzählich viele Sekten. Unter den Schwarzen allein haben sich mehr als 150 Sekten gebildet und sie vegetieren in vollständiger Unabhängigkeit von den weißen Missionsgesellschaften, aus denen sie hervorgegangen sind. Schwarze protestantische Katecheten oder Pastoren lösen sich einfach los mit ihren Gemeinden und formen eigene Sekten. Einen solchen Versuch machte auch einer meiner Katecheten, Lukas Mfize. Er wollte mit seiner Gemeinde, der er vorstand, eine südafrika-